

Die Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur im Spiegel des christlichen Glaubensbekenntnisses

Das Thema spricht von der bedrohten Natur und der Verantwortung ihr gegenüber einerseits, vom christlichen Glaubensbekenntnis andererseits, und es bringt beides miteinander in Beziehung. Wir verfahren nun so, dass wir zunächst von der bedrohten Natur und unserer daraus entstehenden Verantwortung reden, so wie dieselbe schon von der gegebenen Bedrohung her erscheint. Wir gehen also aus von der Wirklichkeit, sowie wir sie erfahren, und von dem was sie uns aufgibt. Und wir fragen dann: Was sagt hierzu das christliche Glaubensbekenntnis? Auf diese Art versuchen wir die Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur in das Licht des christlichen Glaubensbekenntnisses zu stellen, d.h. eben in dessen Spiegel zu sehen. Wir werden von der Wirklichkeit her selbst zu dieser Frage des christlichen Glaubensbekenntnisses gedrängt. Nicht für jedermann trifft das von vornherein zu, aber gewiss für die Christen. Für sie, aber dann auch gewiss für andere, ist die Frage entscheidend: Was hat das christliche Glaubensbekenntnis mit der bedrohten Natur und der damit gegebenen Verantwortung zu tun? Wenn wir nun nicht mit dem christlichen Glaubensbekenntnis beginnen, so sehr dasselbe für die Christen immer schon vorausgesetzt ist, so deshalb, weil sonst möglicherweise das christliche Glaubensbekenntnis eine Flucht sein könnte aus der gegebenen notvollen und zur Verantwortung rufenden Wirklichkeit. Damit wäre aber das christliche Glaubensbekenntnis selbst verraten, das doch Gott den Vater im Sohn durch den heiligen Geist als den Schöpfer, den Erlöser und den Heiligenden eben der Wirklichkeit bekennt.

I. Die Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur

Zunächst ein Wort darüber, was wir jetzt nicht tun wollen, sondern was vorausgesetzt ist.

Wir wollen kein Inventar der Umweltprobleme geben, mit statistischen Angaben. Die Weite und Vielfalt der diesbezüglichen Probleme ist uns allen theoretisch und praktisch zu einem großen Teil bewusst, und wir wissen ungefähr, was dabei auf dem Spiel steht.

Wir wollen auch keine Erklärung geben, wie es dazu gekommen ist.

Nicht dass beides, Inventar und Erklärung, nicht wichtig wäre. Aber es gibt schon hilfreiche Darstellungen zu diesem und jenem. Und wir werden uns in diesen Tagen zu diesem und jenem Spezialgebiet manches nahebringen lassen.

Auch wollen wir nicht die schon jetzt sicheren und die wahrscheinlichen Katastrophen, die sich schon ereignen und die noch auf uns zukommen, vergegenwärtigen, noch auf die Notwendigkeit eines nicht nur individuellen, sondern gesellschaftlichen Umdenkens und einer neuen Praxis allgemein hinweisen.

Nicht dass nicht auch das wichtig, ja wesentlich wäre, aber auch damit würden wir das, was als zum allgemeinen Bewusstsein heute gehörend vorausgesetzt werden kann, nicht überschreiten. Wir wissen um die Bedeutung der Appelle zum Umdenken, aber auch um die Schwierigkeit, daraus nun praktikable, wirksame Änderungen folgen zu lassen.

Hier nun ist der Punkt, an dem wir stehen. Nicht *dass* etwas anderes werden muss, ist strittig, sondern *was* und *wie*? An diese Fragen sind wir gewiesen, und zwar an die Verbundenheit dieser beiden Fragen. Wer nur zu sagen weiß, *was* anders werden muss, aber keine Antwort hat auf das *Wie*, ist unabdingbar an die Frage nach dem *Wie* gewiesen, sonst frönt er einer unrealistischen Utopie. Und wer nur nach dem *Wie* fragt, so, als stelle sich die Frage nach dem *Was* nicht eigentlich, sondern als ginge es nur um punktuelle Verbesserungen des Gegebenen, der repariert an einem System, das jedenfalls z.T. bis zu seine Grundfesten erschüttert ist. Gewiss brauchen wir Verbesserungen des Bestehenden, aber gewiss lässt sich auch nicht alles bessern, sondern manches ist als falsch, gefährlich, zerstörerisch erwiesen und muss den Platz räumen für Anderes, Neues, Verträgliches.

Die Verbundenheit der beiden Fragen – was und wie? – ist die Verbundenheit der Tiefenschau und der Praxis, des Erkennens und des Tuns. An dieser doppelten Frage entscheidet sich alles. Die Glaubwürdigkeit jedes Redens über die Umweltproblematik hängt an der Ernsthaftigkeit, mit der diese beiden Fragen in ihrer unlösbaren Verbundenheit angegangen werden.

Es kann ein Weiteres gesagt werden zur Kennzeichnung des Punktes, an dem wir stehen. Es ist die Einsicht, dass sowohl das *Was* als auch das *Wie* *alles* betreffen und somit nur ganzheitlich beantwortet werden kann. Das heißt: Die Umweltproblematik, als aus der Beziehung zwischen Mensch und Gesellschaft, vor allem in der Form der Wirtschaft einerseits, der Natur andererseits bestehend, betrifft diese alle: Mensch, Gesellschaft, Wirtschaft und somit auch Politik und Recht, und eben die vorgegebene, zu bebauende oder schon bebaute, ja schon abgebaute Natur. Hierbei wird klar: diese Beziehung zwischen dem Menschen als Individuum und als Gesellschaft und der Natur qualifiziert die Natur. Sagen wir es mit einem Beispiel: Ob der Boden gut ist oder nicht so gut, vielleicht gar gesundheitsschädigend ist, das liegt nicht nur am Boden, sondern auch am Menschen, der ihn so oder so bebaut, der also dies oder das daraus macht. Und was der Mensch daraus macht, das hat mit Glauben, mit Gottesglauben zu tun, denn es hat mit dem Menschen zu tun und damit, ob der Mensch mit dem, was er aus der Natur macht – ich sage es einmal so – Gott oder dem Mammon dient. Die Beziehung des Menschen zur Welt, hier zur Natur, hängt mit seiner Beziehung zu Gott zusammen. Wer auf die Frage nach dem *Was* zu antworten sucht, ohne diese Ganzheitlichkeit zu bedenken, ohne zu bedenken, um es einmal schlagwortartig auszudrücken, dass die Physik eine Metaphysik impliziert, die Naturbeziehung eine Gottesbeziehung, der geht an der Tiefe und Weite der *Was*-Frage vorbei und wird keinen angemessenen Weg weisen können.

Dieselbe Ganzheitlichkeit betrifft das *Wie*: Gewiss geht es nicht ohne spezifische Lösungen auf spezifische Sachfragen, aber so wie eine jede spezifische Sachfrage eingebunden ist in die Ganzheit der Wirklichkeit, so muss sich auch jede spezifische Lösung, jede Antwort auf ein bestimmtes *Wie*, diese bestimmte *Wie*-Antwort verantwortlich hinein fügen in alle anderen *Wie*-Antworten. Beim menschlichen Organismus muss die Behandlung eines kranken

Organs auch die Verträglichkeit dieser Behandlung mit den anderen Organen und somit mit dem Gesamtorganismus berücksichtigen. So muss auch jede besondere Wie-Antwort verantwortet werden gegenüber dem Gesamthaushalt der Natur.

Und damit sind wir beim grundlegenden Thema der *Verträglichkeit* angelangt. Die Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur hat es wesentlich mit der Frage nach der Verträglichkeit zu tun, so wie klar ist, dass die Bedrohung der Natur herrührt vom Übergehen dieser Frage. Man kann direkt sagen: Verantwortungslosigkeit im Umgang mit der Natur hängt am Fehlen dieser Frage, Verantwortung am Ernstnehmen dieser Frage nach der Verträglichkeit.

Was ist damit gemeint, anders gesagt: Was muss verträglich sein? Die Antwort ist ebenso einfach wie anspruchsvoll: verträglich muss sein, was die genannte Ganzheitlichkeit ausmacht, also: Mensch, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Recht müssen verträglich sein mit der Natur, der Umwelt. Die Frage nach der Verträglichkeit ist die Frage nach der *Naturverträglichkeit*.

Das ist nun gewiss keine neue Frage. Der Mensch wusste das schon immer: der Bauer, der Gärtner, sie wussten darum, dass die Erde, der Boden, Wasser, Luft, Wetter, Jahreszeiten dem Menschen vorgegeben sind, also berücksichtigt werden müssen. Die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik haben diese Vorgegebenheit nicht übersprungen, sie haben jedoch ihre viel größeren Grenzen, als jahrhundertlang weithin angenommen, erkennbar werden lassen: sie haben es ermöglicht, die Natur gegen die Natur ins Spiel zu bringen, sie sozusagen zu überlisten mit ihren eigenen, aber eben erst durch die Wissenschaft und die Technik freigelegten Kräften. Mit der heutigen Umweltproblematik sind wir an einer gewissen Grenze dieser Überlistung der Natur durch die Intelligenz des Menschen angelangt, und damit der intelligiblen Natur, der durch den Menschen intelligent gewordenen Natur. Die Natur widersteht dem Menschen, die intelligente der intelligenten Natur. Hier stellt sich unausweichlich die Frage nach der Verträglichkeit. Es ist die Frage nach der Zumutbarkeit: was kann der intelligiblen Natur durch die durch den Menschen intelligent gewordenen Natur – einfacher gesagt: was kann der Natur, der Umwelt, durch den Zugriff des Menschen zugemutet werden und was nicht? Denn der Widerstand der Natur, der sich in der heutigen Umweltproblematik erweist, zeigt die Grenzen der Natur, die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Gewiss nicht ihre Grenzen an und für sich: noch vieles ist möglich, an und für sich, aber dasselbe könnte und würde weithin, würde es sich realisieren, würde es durch den Menschen, also durch Wissenschaft und Technik realisiert, die Natur möglicherweise zusammenbrechen lassen. Dann wäre dem Menschen der Boden entzogen. Denn die Vorgegebenheit der Natur ist für ihn als Menschen wesentlich. Die Natur, die Umwelt ist der „Oikos“, das Haus des Menschen. Ohne dasselbe ist des Menschen Zeit abgelaufen. Der Mensch braucht, als Mensch der Zeit, den Raum der Natur. Und die Natur braucht, als Natur des Raumes, die Zeit der Natur, ohne welche es für den Menschen nicht nur nicht Raum, sondern auch nicht Zeit gibt. Damit erweist sich die Frage nach der Umweltverträglichkeit des Umgangs des Menschen mit der Natur in ihrer letzten Schärfe. Keine neue Frage ist das, aber heute durch die Umweltproblematik eine für das gesellschaftliche Bewusstsein als entscheidend erkannte Frage. Entscheidend wofür? Für den Menschen selbst, für die menschliche Gesellschaft, für deren Fortbestand.

Daraus ergibt sich nun zweierlei: Einmal dass die Natur, die Umwelt, das Vorgegebene, Lehrmeisterin ist für den Menschen. Wir können uns nicht über sie hinwegsetzen, wir sind nicht, wie Descartes meinte, Meister und Besitzer der Natur. Nachdem wir durch den Fortschritt der Wissenschaft und der Technik der Natur viele ihrer Geheimnisse abgerungen, viele ihrer Möglichkeiten verwirklicht haben, so dass wir im Rausch der Errungenschaften als Gesellschaft dem kartesischen Wahnglauben verfielen, erkennen wir heute neu, dass wir zur Natur gehören, von ihr abhängig sind, ihrem Diktat gehorchen müssen. Man redet von Sachzwängen der Wirtschaft; es gibt auch Natursachzwänge. Und bricht ein Krieg aus zwischen jenen und diesen, so werden die Natursachzwänge das letzte Wort haben, und sollten der Mensch und die Gesellschaft und die Wirtschaft und die Politik und das Recht darüber auf die Knie gehen müssen. Die Natur gebietet. Und so schwer dies Gebot auch zu erkennen sein mag und ganz gewiss ist, so evolutiv und plural – also lebendig – dies Gebot auch ist: den Menschen und die Gesellschaft, die sich nicht danach richten, wird es zerbrechen. Die Natur ist, wie auch immer, normativ. So vieldeutig die Norm oder die Normen der Natur auch sind, so eindeutig ruft uns die heutige Umweltproblematik die Normativität der Natur in Erinnerung. Sie ist universale Gesetzgeberin. Vor ihrem Forum haben wir uns alle, Mensch, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht zu verantworten.

Das Zweite, das sich ergibt, ist, dass die Naturverträglichkeit als für den Fortbestand des Menschen und der menschlichen Gesellschaft imperatives Gebot in Streit tritt mit den ihr gegenüberstehenden Kontrahenten, also Mensch, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht: sie sind Partner und Gegner zugleich. Man redet vom sozialem Kampf zwischen sozialen Gruppen, von ökonomischem Kampf zwischen verschiedenen wirtschaftlichen Systemen und innerhalb des jetzt dominierenden Wirtschaftssystems der freien Marktwirtschaft von Konkurrenzkampf zwischen Marken, Produkten, Werten u. ä., von politischem und Rechtskampf um den rechten Ausgleich zwischen Gesellschaft und Wirtschaft oder um die Vorherrschaft der Wirtschaft über die Gesellschaft. Man spricht hierbei manchmal von Krieg, und wenn dieser Krieg auch nicht mehr immer mit angewandter militärischer Waffengewalt ausgefochten wird, es gibt in diesem Krieg immer wieder Sieger und Besiegte, solche, die Gewinn einheimsen und viele und immer mehr, die dabei zertreten werden: von den Arbeitslosen, den aus der Konsumgesellschaft Verstoßenen wie den in mancherlei Form Süchtigen der Konsumgesellschaft bis hin zu den Elenden der dritten Welt. Es gibt Opfer in diesen sozialen, wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Kriegen. Man geht dabei über Leichen: hier sind es Einzelne, dort mehrere, Hunderte und Tausende, in der südlichen Hemisphäre Millionen. All das füllt täglich die Nachrichten der Medien. Von einem anderen, noch viel gefährlicheren Krieg beginnt man erst seit kurzem öffentlich – ich rede nicht von Randgruppen, sondern von der Öffentlichkeit, vom allgemeinen Bewusstsein der Gesellschaft – Kenntnis zu nehmen: es ist der Krieg, den die in vieler Hinsicht an die Grenze ihrer Möglichkeit gelangte Natur gegen die Herrschaft des Menschen, der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Politik und des Rechts führt. Die Naturverträglichkeit fordert ihr Recht und stellt mancher der vom Menschen, von der Gesellschaft, von der Wirtschaft, von Politik und Recht ausgedachten Verträglichkeitsgrade in Frage: was ist menschlich verträglich, was ist gesellschaftlich verträglich, was ist wirtschaftlich, politisch, rechtlich verträglich? Der Krieg ist gegenseitig: es ist der Krieg zwischen menschlicher, sozialer etc. Verträglichkeit einerseits, der Naturverträglichkeit andererseits.

Wenn es eine Zukunft für den Menschen und die menschliche Gesellschaft geben soll, muss es in diesem Krieg – es ist wirklich ein *Krieg* – zu einem *Pakt* kommen zwischen Mensch, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht einerseits sowie der Natur, der Umwelt andererseits. Das ist das vom „Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ zutiefst anvisierte Anliegen. Bei diesem Prozess kommt die Ganzheitlichkeit, von der wir sprachen, eindrücklich in den Blick. Frieden zwischen den Menschen und Völkern gibt es nur durch Gerechtigkeit, dadurch, dass einem jeden sein Recht zuteilwird. Friede und Gerechtigkeit zwischen den Menschen und Völkern gibt es nur durch die Bewahrung, die Integrität der Schöpfung, der Natur, der Umwelt, dadurch also, dass der Natur ihr Recht anerkannt wird. Letzteres ist nicht eigentlich die Folge des ersten, sondern seine Voraussetzung. Die noch grundlegendere Voraussetzung aber ist, dass der Mensch sich bekehrt zu Gott als dem, der Ursprung und Ziel dieser geschaffenen Welt ist, zum Gott des Bundes, des Bundes mit Natur und Menschheit. Der Pakt zwischen Mensch, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht einerseits, der Natur andererseits ist die Antwort auf die Was-Frage: was ist verträglich? Nur ein Pakt, nur die Respektierung des Paktes, in dem der Gottesglaube für das Ganze determinierend ist, ist verträglich. Mit dem Gottesglauben ist die Ausrichtung auf *die* Wirklichkeit gemeint, die allein fähig ist, den Menschen, die Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, die Politik und das Recht *vernünftig* zu machen.

Aber nun wie? Es wäre ein Abgleiten von der uns gestellten Problematik in eine Sackgasse, würden wir nun denen folgen, die jetzt prompt auf den Missionsbefehl Christi rekurrieren und in der Verkündigung des den Menschen zur Hinkehr zu Gott rufenden Evangeliums die Antwort auf die gestellte Frage sehen. Gewiss ist die Verkündigung immer und überall das Gebot der Stunde, aber nicht unter Umgehung der sich stellenden Probleme, sondern nur in diesen Problemen, mit ihnen, durch sie hindurch. Eine Verkündigung, die in der uns konfrontierenden Problematik nur einen Anlass sieht, ein Sprungbrett, verrät mit der Problematik das Evangelium selbst; denn das Evangelium hat es mit unserer Wirklichkeit zu tun. Nur in, mit und unter derselben können wir die Wirklichkeit Gottes erkennen und erfahren, nicht an unserer Wirklichkeit vorbei.

Aber wie, wie soll es zu diesem Pakt kommen? Nur durch das Durchhalten der Problematik, durch das Hindurchschreiten durch sie gibt es, wenn überhaupt, eine mögliche Antwort auf diese Frage. Auch in dieser Hinsicht gilt: kein Ostern ohne Karwoche.

Wie? Die grundlegende Antwort auf diese Frage kann nicht anders lauten als: *durch Vernunft*. Aber was ist Vernunft?

Wir wollen nun diese Frage nicht abstrakt angehen, sondern wollen sie in ihrem Ursprung aufnehmen. Wir sind ja heute durch die vieles, ja wohl alles in Frage stellende Umweltproblematik sozusagen in den Ursprung zurückgeworfen, an den Ort, wo wir vieles, vielleicht alles neu zu lernen haben. Wir können nicht auf diesen oder jenen Vernunftbegriff der kulturellen Tradition der Menschheit zurückgreifen, wir können uns im besten Fall einem Vernunftbegriff anschließen, den es auch schon immer gegeben hat, nachdem wir selber neu, durch die Not der Erfahrung und die daraus entstehende Erkenntnis, dazu gefunden haben. Aber diese Rückführung des sich uns heute aufdrängenden Vernunftbegriffs auf „Vorlagen“ der Vergan-

genheit können und brauchen wir hier nicht zu leisten, so sinnvoll und so wichtig für die Klärung und Festigung des Vernunftverständnisses diese Rückführung auch ist. Wir begnügen uns hier mit dem „Ansatz“. Auf ihn kommt es zutiefst an. Und die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit zu diesem Ansatz ist eben dadurch gegeben, dass uns die Umweltproblematik an den Ort dieses „An-satzes“, dieses An-setzens, an den Ort des Ursprungs führt.

Ich darf hierzu eine Parallele bringen, wo es auch um einen solchen Ursprung geht. In Gen 4,26 steht der auf ältestes Traditionsgut zurückgehende Satz: „Zu der Zeit (es handelt sich um die Zeit Seths, des nach dem Totschlag Abels durch Kain von Adam und Eva geborenen Sohnes, und um die Zeit Enochs, des Sohnes Seths) – zu *der* Zeit fing man an, den Namen des Herrn anzurufen“. Im Urtext steht hier der von Juden nicht ausgesprochene Gottesname, das sog. Tetragramm, das man früher „Jehovah“ las und das die wissenschaftliche Theologie als „Yahweh“ liest). Es gibt einige Exegeten, die vermuten, der Gottesname könne ursprünglich „Yahu“ gelautet haben, d.h. „Er ist’s“. Das ist jedenfalls sinnvoll – voll Sinn – da wir ja nach der Aussage des Satzes hier am Ursprung des Gottesnamens sind, gleichsam am Ort, an der Stunde, an welcher der Mensch lernte, „Gott“ zu sagen: „Er ist’s“. Kein Abstraktum ist das, wie leicht der Name „Gott“, sondern eine Entdeckung, ein Staunen, ein Erkennen, ein Stammeln von etwas, das von nun an für *alles* bestimmend sein wird: Er ist’s. In der Gottesoffenbarung an Mose, Ex 3, wird der Name dann gedeutet als „äheyäh aschär äheyäh“: „ich bin, der ich bin“, oder „ich bin, der ich sein werde“. Ursprung des Benennens Gottes durch den Menschen; vor der eigentlichen Gottesoffenbarung, das ahnende Erspüren, das stammelnde Erkennen des Menschen von dem Geheimnis, das alle erfahrbare Wirklichkeit trägt und durchdringt und übersteigt: „Yahu – Er ist’s“. *Ihn* begann man zur Zeit Seths und Enochs, einer Zeit des Ursprungs, anzurufen. – Ich nenne das als eine Parallele. Es geht auch schon hier um Vernunft, um ein Vernehmen, um ein Wahrnehmen (ein percipere).

Wir stehen heute als Menschheit mit der Umweltproblematik in einer Zeit ursprünglichen Wahrnehmens, d.h. in einer Zeit schöpferischen Wahrnehmens, des Wahrnehmens des Schöpferischen auf Grund der Erfahrung des Zerstörerischen des Umgangs mit der Natur. Wir leben in einer Menschheitsstunde, die ich als eine Stunde der Chance der Vernunft bezeichnen möchte. Ob wir, ob die Menschheit diese Chance ergreifen wird? Es ist Entscheidungszeit, es ist Heilszeit, ein *Kairos*. Was werden wir, was wird die menschliche Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht daraus machen? Vernunft ist Wahrnehmen, Wahrnehmen der Wirklichkeit, dessen, was ist. Und deshalb ist Vernunft zuerst ein *Schrei*. Oder besser: sie ist zuerst ein Schweigen. Das Schweigen des Betroffenen. Wir erkennen die Fatalität eines auf uns liegenden Gerichts, die Früchte dessen, was wir, was die Menschheit gesät hat. Die uns ereilenden Umweltkatastrophen: die Menschheit hat sie, wir haben sie heraufbeschworen. Die Philosophen haben recht, die von einer immanenten Gerechtigkeit reden. Sie zeitigt sich nicht immer sofort sichtbar: sie zeitigt sich sichtbar vielleicht erst nach Generationen. Die Fatalität, der wir gegenüberstehen, ist die der immanenten Gerechtigkeit, das Ernten von dem, was gesät worden ist. Vernunft ist das Wahrnehmen dieser Fatalität; sie ist das Betroffensein davon. Sie ist ein Schrei, ein Schweigen, als ein Klagen, als Ausdruck der Ohnmacht, der Mitschuld, der Resignation, der Wut. Sie ist ein Hilfeschrei, ein Rufen, ein Beten, ein Herbei schreien, ein Anrufen dessen, der Herr sein könnte über diese Gerichtsfatalität. Sie entdeckt die Sprache der Psalmen. Vernunft impliziert ein Beten. Beten ist vernünftig. „Ora“ zuerst. Dieses „ora“ verkennen, heißt die Wirk-

lichkeit, das was ist, nicht erkennen. Vernunft ist zuerst schreiende Vernunft; schreien ist vernünftig. Erst das Schreien des Betroffenseins öffnet den weiteren Weg der Vernunft, so wie auch erst das Aussprechen der Not in der Psychoanalyse oder Psychotherapie oder Seelsorge den Weg öffnet für ein neues Leben-Können. Der weitere Weg der Vernunft lässt dann aber das Schreien, das Beten, das Anrufen nicht hinter sich, sondern das Beten wird den weiteren Weg der Vernunft begleiten und tragen; es wird die Grunddimension, die Grundmelodie des weiteren Weges sein, denn Vernunft ist nicht nur zuerst Schrei, Beten und dann etwas weiteres. Sie ist grundlegend ein Beten, sie ist ein anhaltendes, nicht abbrechendes Beten, sofern sie in ihren verschiedenartigen Ausbildungen, Äußerungen vernünftig ist und sein will.

Vernunft, ein Beten, und als solches ein Wahrnehmen nicht nur der Fatalität, sondern auch des Ausmaßes der Fatalität, also auch deren Grenzen und somit der in diesen Grenzen noch geschenkten Freiheit. Vernunft als Schrei, als Beten macht frei, frei, die Wirklichkeit als Fatalität zu erkennen, nicht ihr zu entfliehen, sondern ihr standzuhalten, sich ihr zu unterstellen, ihr Verdikt anzunehmen und in dem richtenden Urteil des für immer Gezeichneten den Freispruch erkennen für den durch dies Urteil definierten, also begrenzten Freiheitsraum. Wir sind Verurteilte des Gerichts der Natur, aber zugleich auch Freigesprochene. Nicht frei von der Schuld, nicht frei von den Konsequenzen der Schuld, aber frei von deren erdrückender, lähmender, tötender Last. Diese Last wird abgenommen durch das Beten der Vernunft, und der Blick wird frei für ein neues Zugehen hin zur Wirklichkeit, zu dem was ist.

Vernunft ist Wahrnehmung der Wirklichkeit und damit auch, in, mit und unter dem Gericht der Wirklichkeit, Wahrnehmung des Angebots der Wirklichkeit, ihres schöpferischen Angebots. Denn die Wirklichkeit bleibt, in welchen Grenzen auch immer, schöpferisch. Vernunft ist anerkennende, aufnehmende Wahrnehmung, Empfangen, Benennen dieser schöpferischen Wirklichkeit. Und sie ist ein verantwortlicher Umgang mit ihr, ein Umgang, der Antwort ist auf das schöpferische Angebot der Wirklichkeit, der Natur, der Umwelt, d.h. Antwort im Bedenken dessen, dass das Schöpferische umkippen kann in das Zerstörerische, im Bedenken also der letztlich Unverfügbarkeit des Schöpferischen, im Bedenken seines Charakters als „donum“, als Gabe, als Angebot. Die Fatalität hat Schicksalscharakter, das Angebot hat Gnadencharakter. Deshalb haben Mensch, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht nur dann einen angemessenen Umgang mit der Natur, wenn derselbe antwortend und d.h. dann zugleich verantwortlich ist. Vernunft als Wahrnehmung des Angebots der Wirklichkeit ist dann schöpferisch, und das will sagen: bewahrt und fördert dann die Natur, wenn sie sich ihr bewusst verdankt, wenn sie die „gratia“, die Gnade der Natur aufnimmt in ihrem „reddere gratias“, in ihrer Danksagung, und wenn sie ihren Gebrauch der Natur verantwortet angesichts des durch die erfahrene zerstörerische Fatalität der verkannten Natur in Erinnerung gebrachten normativen Gebots der Naturverträglichkeit.

Doch was heißt das *konkret*: die Wirklichkeit, das Angebot der Natur wahrnehmen, was heißt konkret Vernunft üben? Hier muss vom „labora“, vom Arbeiten geredet werden, von dem von uns und der menschlichen Gesellschaft geforderten Einsatz. Ein Preis ist zu bezahlen. Vernunft üben ist nicht billig, sondern teuer. Das fordert den ganzen Menschen, nach Leib, Seele und Geist, den Menschen ebenso als Individuum wie auch als Gesellschaft, es fordert die Wissenschaft, die Technik und die Wirtschaft, die Politik und das Recht.

Wir dürfen, vielmehr wir können hier nichts überstürzen, können kein fertiges Programm vorlegen dessen, *was* nun naturverträglich ist und was nicht, und *wie* das Naturverträgliche verwirklicht, erreicht werden kann, anders gesagt: was vernünftig ist und wie vernünftig mit der Natur, der Umwelt umgegangen werden kann und muss. Keiner hat ein solches fertiges Programm, und würde jemand eines anpreisen, so wäre es insofern ein Gedankengespinnt, als es außerhalb des Weges, des Gehens des Weges, welcher zum gedachten Ziel führt, gewonnen worden wäre. Das Ziel wird nicht ohne den Weg erkennbar, sondern nur auf dem Weg. Nur so bewegt man sich dem Ziel zu, dass man sich auf den Weg macht. Und dieser wird nur Schritt für Schritt erkannt, nicht anders, nicht unabhängig vom behutsamen, geduldrigen, Schritt für Schritt wahrnehmenden Gehen, als Mensch, als Gesellschaft, als Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, als Politik und Recht. Wir dürfen nicht am Ziel sein wollen ohne den Weg zu gehen, sonst übergehen wir den Weg und sind nicht am Ziel sondern in einer größeren Katastrophe.

Den Weg gehen, von Schritt zu Schritt wahrnehmen, Vernunft üben, ganzheitlich erkennen und tun, das kann keiner allein, das stellt uns in die menschliche Gemeinschaft, in die eigene Gesellschaft, über sie hinaus in die gesamte Menschheit. Nur gemeinsam, unter beständiger gegenseitiger Infragestellung und Anregung, wird es möglich sein, zu erkennen, was naturverträglich ist und wie es realisierbar ist, also die Wahrnehmungen und Erfahrungen zu sichten, Einseitigkeiten innerhalb derselben festzustellen und zu korrigieren, den Blick aufs Ganze im Auge zu haben versuchen, uns als gesamte Menschheit abhängig von der Natur und die Endlichkeit, unsere eigene menschliche Endlichkeit und die Endlichkeit der Natur zu erkennen und von da aus zu handeln.

Nur gemeinsam, also dialogisch, gibt es einen Weg zu einer sich vortastenden und weiterführenden Beantwortung der Was- und der Wie-Frage. Das kommt im konziliaren Prozess zum Ausdruck – man spricht da von Konzil, also von Gemeinschaft, und von Prozess, also von Weg. Das kommt auch schon in allen interdisziplinären Bemühungen zum Ausdruck, auf welcher Ebene und in welcher Form sie auch geschehen. Die Interdisziplinarität und die Ökologie sind Geschwister; die Ökologie ist die Wissenschaft von der Relationalität alles Gegebenen.

Die Nötigung zur Vernunft, die die Umweltproblematik uns auferlegt, macht uns zu *Bettlern*. Denn nicht nur haben wir die Vernunft nicht, sondern wir können sie nur erwarten, nur üben, nur immer in der Übung neu empfangen, und zwar in der Gemeinschaft. Keiner hat das Monopol der Vernunft. Keiner von uns steht außerhalb, über der alle betreffenden Umweltkrise, auch die Christen stehen mitten drin in ihr, schuldig, mitschuldig an ihr, in einer nicht eindeutig bestimmbaren Weise, aber jedenfalls in einer beachtlichen Weise. Wir können nicht sagen: das historische Christentum hat das wahre Christentum oftmals verraten, und uns mit dieser Aussage die Hände in Unschuld waschen. Das historische Christentum sind auch wir, so sehr wir nach dem wahren Christentum streben mögen. Wir sind Teilhaber an der Umweltproblematik, und Teilhaber auch am Weg der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur. Wir haben nicht *die* Lösung, weder auf die Was- noch auf die Wie-Frage. Wir können, die wir ja nicht Habende, sondern, als Erfasste, Suchende sind, die wir nicht anders Reiche sind denn als geistlich Arme, uns nur einbringen auf dem dialogischen Weg. Wir können nicht mehr, als hier *unseren Beitrag* beisteuern im steten Bewusstsein darum, dass wir zu

diesem Beitrag, einmal als Mitmenschen, sodann vom christlichen Glaubensbekenntnis her verpflichtet sind, ebenso im Bewusstsein darum, dass wir zugleich in unserem Verständnis des christlichen Glaubensbekenntnisses endlich, begrenzt, irrtumsfähig sind. Nicht nach einer Antwort sind wir gefragt im Sinn einer Lösung, sondern nach der Bereitschaft, mit unserem Pfund zu wuchern, und zwar innerhalb der menschlichen Gemeinschaft, nicht hochmütig oder verzweifelt (die Verzweiflung ist immer nur die Kehrseite des Hochmuts) in irgend einem Ghetto, sondern innerhalb des Menschheitsteiges als ein Stückchen Hefe, innerhalb des uns zur Speise Angebotenen als ein bisschen Salz, innerhalb des menschlichen Ringens als ein Licht, ein vernünftiges Licht, ein Licht der Vernunft. Jedes Monopoldenken vonseiten des Christentums ist ein Verrat am wahren Christentum, denn nicht das Christentum ist das Licht der Welt, sondern Christus, oder der drei-eine Gott, und das Christentum hat nur Teil an diesem Licht, und hat nur Teil daran, wenn es sich als Bettler weiß, wenn die Christen als Bettler sich um Christi willen als Brüder und Schwestern aller anderen Bettler, aus welchen Kulturen und Religionen sie auch kommen, erkennen. Das ist mit interkultureller Theologie gemeint. Christliche Theologie gibt es nur interdisziplinär, nur dialogisch, nur interkulturell, nicht als ein Aufgeben des Christlichen, sondern als ein Finden des Christlichen. Auch der Kristall erscheint erst als Kristall, wenn er geschliffen wird. Was habt Ihr denn so Angst vor dem Geschliffen werden in dem anspruchsvollen gemeinschaftlichen Dialog, in dem gemeinschaftlichen Gehen des uns allen, als Menschheit, aufgegebenen Weges? Was habt Ihr denn so Angst davor, dass die Schlacken, die dem Aufleuchten des Kristalls im Wege stehen, im Reiben und Geriebenwerden des entlarvenden, des offenbarenden Dialogs abgetan, hin-fällig werden?

Der christliche Beitrag kann nur antwortender und damit verantwortlicher Beitrag sein, also ein Beitrag, der die Umweltproblematik in ihrer ganzen Größe aufnimmt und gerade so erkennt: der Weg geht nur gemeinsam weiter, nur im gemeinsamen Hören auf die Stunde, die geschlagen hat, auf ihren Gerichts- und ihren Angebotscharakter, und nur im gegenseitigen Hören aufeinander aufgrund des gemeinsamen Übens der Vernunft. Als solcher Beitrag, als Beitrag der an der Wirklichkeit in ihrer Ganzheitlichkeit verantworteten Vernunft ist der christliche Beitrag ein *Glaubensbeitrag*. Glaube ist nichts anderes als Vernunft, er ist die durch die Ausrichtung auf Gott, auf die Wirklichkeit, die uns allein vernünftig macht, bestimmte Vernunft. Nur auf diese Gotteswirklichkeit ausgerichtete Vernunft ist Vernunft. Aber wer ist Gott?

Damit kommen wir zu Teil

II. Das christliche Glaubensbekenntnis angesichts der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur

Wir werden uns hier mit einigen Bemerkungen begnügen müssen.

Zunächst wollen wir zurückblicken. Wir sind ausgegangen von der aus der bedrohten Natur für den Menschen, die Gesellschaft, die Wissenschaft, die Technik und Wirtschaft, die Politik und das Recht erstehenden Verantwortung. Alles, was wir bisher gesagt haben, hängt an dieser Frage, und das heißt: Diese Frage nach der Verantwortung ist eine fruchtbare Frage, ist antwortträchtig, wie sich gezeigt hat, gewiss nicht im Sinn einer fertigen Antwort, sondern

im Sinn eines die Antwort Schritt für Schritt eröffnenden Weges. Wir können sagen: die Frage nach der Verantwortung ist eine verheißungsvolle Frage: sie erweist sich als verheißungsvoll, dadurch dass sie uns an die Wirklichkeit weist, und dass die Wirklichkeit uns an Gott weist. Ein Weg der Verheißung ist durch diese Frage eröffnet.

Und nun gilt es diese Frage nach der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur und somit den durch diese Frage sich auftuenden Weg der Verheißung in, mit und unter der Umweltproblematik in das Licht des christlichen Glaubensbekenntnisses zu stellen, ihn also im Spiegel des christlichen Glaubensbekenntnisses zu sehen. Das beinhaltet aber zweierlei: *Einmal*, dass die Frage nach der Verantwortung sich bewähren muss angesichts des christlichen Glaubensbekenntnisses. Ich gehe hier einfach davon aus, dass das der Fall ist. Das liegt schon daran, dass – unausgesprochen – das christliche Glaubensbekenntnis immer schon vorausgesetzt und also mit bedacht worden ist bei der Klärung der Frage nach der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur. Ich lasse die Behauptung einfach so stehen, ohne sie nun nachträglich breit zu rechtfertigen. Ist das aber so, und insofern die Klärung der Frage nach der Verantwortung auch für Nicht-Christen einsichtig ist, d.h. nachvollziehbar und hilfreich, dann ergibt das, dass die Frage nach der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur sich bewährt angesichts des christlichen Glaubensbekenntnisses, d.h. sie erscheint als richtige Frage. Das *zweite* ist, dass umgekehrt das christliche Glaubensbekenntnis sich bewähren muss angesichts der genannten Frage. Ich sagte ja schon: das christliche Glaubensbekenntnis ist nur dann wahr, als *christliches* Glaubensbekenntnis, wenn es auf die Wirklichkeit, auf das was ist und somit auf die Umweltproblematik bezogen ist, wenn es also dieselbe betrifft. Dies wäre nun in diesem zweiten Teil auszuführen, was, wie gesagt, nicht mehr eigentlich geschehen kann. Implizit ist es ja auch schon im ersten Teil geschehen, war doch jedenfalls das implizit vorausgesetzte christliche Glaubensbekenntnis kein Hindernis, sondern vielmehr eine Hilfe bei dem Versuch zur Klärung der Frage nach der Verantwortung. Ich stelle hier deshalb auch einfach die Behauptung auf, ohne auch sie nun rechtfertigen zu können, dass das christliche Glaubensbekenntnis stimmig, kohärent ist mit der Frage nach der Verantwortung, und dass umgekehrt diese stimmig ist mit dem christlichen Glaubensbekenntnis. Es handelt sich hierbei nicht um einen vorgegebenen Harmoniezwang. Die kurz angesprochene Kohärenz muss sich ja in Form des Dialogs bewähren, sie schließt keineswegs die harte, mühevolle Arbeit der Vernunft aus, also auch nicht Spannungen, Verfehlungen, schwere Lernprozesse. Sie ist nicht bewiesen und nicht zu beweisen, weil jeder Beweis sie aus der Glaubensdimension, die ihr eigen ist, herausnehmen und sie zu einer Ideologie, zu einer welche Interessen auch immer vertretenden Weltanschauung machen und damit pervertieren würde. Die Aussage betreffs der Stimmigkeit, der Kohärenz ist die Aussage, dass die Gottesfrage in der ganzheitlichen Vernunft angelegt ist und dass der christliche Gottesglaube, das christliche Glaubensbekenntnis der Glaube, das Bekenntnis der von Gott bestimmten Vernunft ist.

Jedenfalls: wir reden nur recht von der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur, wenn wir davon im Spiegel des christlichen Glaubensbekenntnisses reden, und nur recht vom christlichen Glaubensbekenntnis, wenn wir davon im Spiegel der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur reden.

Daraus folgt nun aber dies, dass der christliche Glaube nicht ohne Einfluss ist auf das Ver-

ständnis von dem, was Vernunft ist. Das christliche Glaubensbekenntnis verwirft eine gottlose Vernunft als Unvernunft. Für das christliche Glaubensbekenntnis hat die Vernunft eine Tiefendimension, die Dimension der Ausrichtung auf Gott; nur die so erkannte Vernunft ist vernünftige Vernunft. Umgekehrt ist die Vernunft, oder die Frage nach der Verantwortung, nicht ohne Einfluss für das Verständnis des christlichen Glaubensbekenntnisses. Die Frage nach der Verantwortung, also die Vernunft, verwirft ein wirklichkeitsfremdes Verständnis des christlichen Glaubensbekenntnisses als Unglauben. Für die Vernunft, für die Frage nach der Verantwortung ist der Gottesglaube auf die Wirklichkeit, auf das, was ist, bezogen, wenn er gewiss auch diese Wirklichkeit übersteigt; nur ein solcher Glaube ist realer, wirklichkeitsgestaltender Glaube.

Was nun die eigentliche, hier nicht mehr zu gebende Ausführung dieses zweiten Teils anlangt, verweise ich auf zwei an anderem Ort schon erschienene Beiträge:

1. die Ausführung des christlichen Glaubensbekenntnisses angesichts der Umweltproblematik, unter dem Titel: *Das trinitarische Bekenntnis der Kirche*, erschienen zuerst in *Bedrohte Natur und christliche Verantwortung* (Otto Lembeck/Frankfurt und Oberlin/Strasbourg 1979, abgedruckt in Quatember 1989/2) sowie
2. *Die ökologische Krise, eine Herausforderung an Denken, Glauben und Tun*, erschienen in Quatember 1990/3.

III. Zwei Bemerkungen zum Schluss

Erstens: die Umweltproblematik macht uns zu Bettlern, sagten wir. Das heißt, wo sie vernommen, wahrgenommen wird, macht sie aus uns Fragende, Suchende. Wir fragen nun: Was ist das Gebot der Natur, was ist naturverträglich? Wir sagten schon: die Natur gibt uns darauf keine eindeutige Antwort; ihre Antwort auf diese Frage ist eine evolutive und plurale, eine lebendige Antwort. Angesichts dieses Sachverhalts erkennen wir uns als Bettler, als Stümper. Wir suchen nach Hilfen auf dem Weg der Wahrnehmung der Natur, nach Hilfen beim Gehen des Weges des Lebendigen. Und da erinnern wir uns: wir stehen mit der heutigen Umweltproblematik wohl im Anfang, im Ursprung, aber die Menschheit stand schon immer wieder in einem Anfang, im Ursprung. Wir sind in den Ursprung Geworfene und erkennen uns da, bei allen Unterschieden der Zeit, als Zeitgenossen der seit eh und je im Ursprung stehenden uns Vorausgegangenen. Wir fragen sie nach ihren Erfahrungen und Erkenntnissen, d.h. wir wenden uns an die Kulturgeschichte, die uns vorangeht, und innerhalb derselben wenden wir uns auch und mit einer besonderen Erwartung an die Geschichte der Religionen, denn sie sind Zeugnisse, in vielfältiger und gewiss keineswegs eindeutiger Weise, der in der Naturbeziehung implizierten Gottesbeziehung. Wir wenden uns vor allem an die heiligen Schriften Israels und an die heiligen Schriften der Kirche als die besonderen Gottesbezeugungen, die uns geprägt haben und in denen wir immer neu Sinn, neuschaffenden, freimachenden Sinn, eine Botschaft für von der Fatalität Ereilte und darin nach Hilfe Schreiende erkennen.

Ich greife nur einen Hinweis heraus aus diesen heiligen Schriften, auf denen das christliche Glaubensbekenntnis beruht. Es ist ein Hinweis für den Weg, von dem wir sprechen: der Hinweis auf den *Sabbat*. Der Sabbat als Tag, an dem wir innehalten, an dem wir uns auf uns

selbst und damit auf den Ort, die Umwelt, wo wir uns vorfinden, und damit zugleich auf Gott, auf Grund und Ziel unseres Lebens und alles besinnen. Der Sabbat als Ruhetag von der Arbeit, als Tag, wo wir, wie der Schöpfer, die Schöpfung betrachten, ob sie wohl möchte gut sein, gut werden, als Tag der Gemeinschaft gewiss mit Gleichgesinnten, aber *auch* mit den Fremdlingen, denen *ihr* Sabbat auch zuerkannt ist, auch mit den Tieren, mit der Schöpfung (Ex 23,9 f.). Der Sabbat bzw. der Sonntag als Tag der Auferstehung des Herrn und damit der christlichen Gemeinde, wo wir in Wort und Sakrament dem Schöpfer und Erlöser und Heiligenden dienen und ihn uns dienen lassen, und wo wir dies tun in innerer Gemeinschaft mit unserer Welt und damit nicht nur für uns, sondern auch für sie, weil auch sie, die ganze Welt, im Gottesdienst in das Licht der Auferstehung gestellt wird. Und diesem Hinweis auf den Sabbat folgt der auf das *Sabbatjahr*, das Jahr der Brache, zum Ausruhen, zum Sich-Erholen des Bodens, aber auch zugunsten des Wildviehs und zugunsten der Armen und Fremdlinge, die in diesem Brachjahr frei einsammeln dürfen und so einen Ausgleich bekommen (Ex 23,10 f., Lv 25,1ff.), auch als Erlass von Schulden (Deut 15,1ff.) und als Freilassung der Sklaven (Deut 15,12ff.). Und schließlich der Hinweis auf das *Jubeljahr*, das große Erlassjahr, alle 50 Jahre, als Jahr der Rückkehr von Eigentum und der Entlassung der Gefangenen (Lv 25,8 ff.), gleichsam ein Jahr des Neuanfangs für alle.¹⁾ „Denn“, so lautet die Erklärung aus Gottes Munde, „... das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Bewohner bei mir“ (Lv 25,24). Im gleichen Zusammenhang kann auch die Abgabe des *Zehnten* erwähnt werden, als regelmäßiger Anteil der Bedürftigen an unseren Gütern.

Der Sabbat, das Sabbatjahr, das Erlassjahr. Ich weiß, es muss das alles übertragen werden in unsere Verhältnisse, in unsere Zeitumstände, die unvergleichbar anders sind. Aber es ist das eine *Spur*, nur eine *Spur*. Es gibt deren noch andere. Irgendein Goldkörnchen, das darauf wartet, von uns gefunden zu werden, findet sich wohl in den meisten dieser Spuren. Diese Hinweise, und noch manche andere, sind der Ertrag der Erfahrungen und Erkenntnisse von Vätern, die in den Ursprung geworfen waren. Welche Indikationen, welche Wegweisung beinhalten sie möglicherweise für uns, die wir auch, wie sie, in unserer Umweltproblematik am darin uns gebietenden und schenkenden Ursprung des Lebens sind?

Und zweitens, die eben gemachte Bemerkung gibt etwas Wichtiges zu erkennen, das ich so formulieren möchte: Die Antwort auf die Frage des Menschen, also auch auf unsere Frage nach der Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur, ist immer schon auf dem Plan, ist schon bereit. Ich möchte sagen: *ein Noah ist schon da*. Man kann dies natürlich zuerst auf die eben gemachten und auf weitere Hinweise aus den heiligen Schriften Israels und der Kirche beziehen: die heiligen Schriften selber, ein Noah! Doch Noah begegnet uns nicht nur aus der Vergangenheit, es gibt auch eine Wirklichkeit Noahs heute. Noch ehe ich das kurz ausführe, möchte ich einfach an der Feststellung als solcher einen Augenblick verweilen. „Wo die Not am Größten, ist Gottes Hilfe am nächsten“, heißt es. Es ist viel Wahres an diesem Sprichwort, wenn auch die Hilfe manchmal ganz anders aussehen mag als wir sie uns vorstellen. Was sollte schon zu Jesu Zeiten Gutes aus Nazareth kommen (Joh. 1,46)? Und dann kam es eben aus Nazareth. „Komm und sieh“, antwortete der auf Jesus hinweisende Philippus dem skeptischen Nathanael. Ich will jetzt auf keinen anderen Christus hinweisen als den vom christlichen Glaubensbekenntnis Bezeugten. Ich will uns aber einladen, mögliche Elemente der Antwort auf unsere Frage nach unserer Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur wahrzunehmen. Auch hier ist das Motto: Vernunft, vernehmen, wahrnehmen. Die

Antwort kann immer nur geschenkt und d.h. dann auch immer nur empfangen werden. Der Geschenkcharakter der Antwort und damit die von uns geforderte Rezeptivität (nicht Passivität) schließt das Arbeiten, das „labora«, nicht aus: ganz im Gegenteil. Nur der Suchende findet, nur dem Anklopfenden wird aufgetan, nur dem Bittenden wird gegeben. Auch die Geburt eines Kindes ist ein Geschenk, aber die Mutter trägt es eine volle Zeitperiode. Antworten werden ebenso geschenkt wie auch die Frage nach ihnen. Ist unser Fragen nach Noah ernst, dann werden wir auch bereit sein, ihn dort wahrzunehmen, wo er an der Arche baut. Noah ist heute keine Einzelperson. Noah ist heute ein Ereignis, gewiss kein eindeutiges (das war der alte Noah bestimmt auch nicht), ein aus mancherlei Elementen zusammengefügtes Ereignis, ein gemeinschaftliches Ereignis, kurz eine Bewegung von Menschen, ein Ereignis also, in dem das zuvor Gesagte über den gemeinschaftlichen, den dialogischen Charakter der Vernunft zum Ausdruck kommt und sich darstellt – wie fragmentarisch auch immer, wie gewiss verbesserungsbedürftig, wie provisorisch auch immer, aber d.h. doch nicht nur vorübergehend sondern auch vorwegnehmend, vorausblickend, den Weg zum Ziel beschreitend.

Ich möchte hier, vielleicht zum Ärger der einen, zur Genugtuung der andern – aber ich sage es weder zum einen noch zum andern Zweck, und ich bitte die einen und die anderen Vernunft zu üben, also das jetzt zu Sagende zu bedenken – auf die Theologie des leidenden und kämpfenden Volkes hinweisen – so nennt man sie in Asien –, auf die Theologie der Befreiung – so wird sie in Lateinamerika genannt –, auf die Theologie des schwarzen Christus ohne weiße Fetische – darum geht es in Afrika²⁾ – wie auf die mancherlei Alternativgruppen bei uns. Eine beeindruckende Bewegung, nicht mehr zu übersehen, nicht überhörbar, gewiss mit mancherlei Schlacken, wie alles Menschliche, aber mit einer frappierenden, ja mit einer schlagkräftigen, aber einer heilsam schlagkräftigen Botschaft. Die Schlacken helfen uns nicht, wenn wir auch nicht darüber hinweg zu sehen haben: sie reden von den Bedrohungen, von den Versuchungen, die jeder Erneuerungsbewegung in die Wiege gelegt werden und an denen sie scheitern oder sich als im Feuer der Prüfung bewähren muss. Was aus diesem Noah wird, hängt auch von uns ab. Seine Botschaft ist im Kern – im Goldkern – die Christusbotschaft für heute, für die heutige Umweltproblematik formuliert. Ihr mögt staunen: was hat diese Bewegung mit der Umweltproblematik zu tun? Das Entscheidende: ihre Glieder sind Opfer davon, Opfer der Naturunverträglichkeit der heute dominierenden Zivilisation. Die Naturunverträglichkeit erweist sich an den Armen, die unsere Zivilisation – also wir, die Gesellschaft, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Politik und Recht – auf der Strecke liegen lässt. Die Armen, das ist all dies: von den Naturelementen, Wasser, Luft, Boden, Himmel (das Ozonloch ist doch am Himmel) über so viele Pflanzen und über so viele Tiere bis hin zu Menschen. *Opfer als Noah*. Laurentius, der römische Diakon aus dem 3. Jahrhundert, sprach von den Armen als dem Reichtum der Kirche. Die Armen als Noah, als zur Vernunft Schreiende. Die Armen als die geringsten Brüder und Schwestern Jesu, durch die wir allein eine Chance haben, vernünftig zu werden. Gehen wir nicht, wie der Priester und der Levit auf dem Weg nach Jericho an dem unter die Räuber Gefallenen, an ihnen, den Armen, blind, sie nicht vernehmend, sie nicht wahrnehmend, vorbei! Die Armen als Handlanger Gottes, als Gottesbezeuger, als Propheten des Gottesglaubens durch ihr Eintreten für das Recht, für Gottes Recht, das ihr Recht etabliert. Ist das Marx redivivus? Ja, wenn es im Sinn eines Klassenkampfes verstanden wird, wenn Armut als die prophetische Vollmacht der Ohnmacht pervertiert wird zur gewalttätigen Gegenmacht gegen die gewalttätige Macht der herrschenden Zivilisation. Wehe uns allen, wenn wir auch da hindurch müssen, wenn dem Unglauben und

der Unvernunft unserer Zivilisation der Unglaube und die Unvernunft der Opfer unserer Zivilisation antworten. Ja, wehe uns! Aber noch sind, mit Ausnahmen, die uns die Gefahr als real zu erkennen geben, die Schicksalswürfel nicht gefallen, noch ist, aufs Ganze gesehen, der Freiheit noch Raum, noch Zeit gegeben. Wie lange noch?

Ich möchte nicht mit dieser allgemeinen, wenn auch richtigen und treffenden Frage schließen. Denn sie kann, so ausgesprochen, unser Gehen des Weges, von dem die Rede war, des Weges der Vernunft, der gläubigen Vernunft, entweder lähmend blockieren oder aktivistisch fehlleiten. Ein Fragezeichen auf dem Weg ist kein Wegzeichen. Um ein Wegzeichen aber geht es bei Noah. Um ein Wegzeichen der Armen für unsere Zivilisation, für uns!

Ich will das Wegzeichen setzen mit den Worten meines Landsmannes Georges Casalis. Er starb plötzlich vor 3 Jahren, 70-jährig, an einem Herzschlag, während er sich als ein Verfechter der lateinamerikanischen Befreiungsbewegung in Nicaragua befand. Er hat mich, in der Stille meines Herzens, oft irritiert durch seine gewollt provozierende Art, die mir den Zugang zu dem, was er zu sagen hatte, sehr erschwerte. Schlacken wohl auch da. Im richtenden und erlösenden Dialog, in dem er jetzt vor dem Thron Gottes steht, wird er davon frei gemacht werden. Bei der Vorbereitung dieses Vortrags stand er immer wieder vor mir. Ich habe Abbitte getan vor ihm dafür, dass ich mir – unvernünftig – durch seine Art den Zugang habe verbauen lassen zu dem Goldkern, der ihm gegeben war. Er drückt diesen Goldkern, diese Wegzeichen-Botschaft aus in seinem letzten Buch: *„Les idées justes ne tombent pas du ciel. Éléments de théologie inductive“* (in deutscher Übersetzung: *„Die richtigen Ideen fallen nicht vom Himmel. Grundlagen einer induktiven Theologie“*, Stuttgart 1980). Er redet da auch von uns, von unserer herrschenden Zivilisation, und sagt, dass zur Ausrichtung an den Armen (ich verstehe das im weiten, angeführten Sinn) – ich zitiere hier ein Résumé von Wolfgang Gern aus Heidelberg³⁾ – nicht „wie irrtümlicherweise angenommen wird, der Gestus der Selbstverachtung und Selbstverleugnung der Nichtarmen, Nichtunterdrückten und Nichtbenachteiligten gehört, sondern die Bereitschaft zur Wahrnehmung und Analyse der eigenen Rolle, der sozialen Herkunft und der Funktion der eigenen Gesellschaft im Lichte von Armut und Unterdrückung“.

In eigener Sprache gesagt: Nicht Selbstzerknirschung wird von uns verlangt und führt weiter, sondern Einsicht der Vernunft. Vernunft führt weiter, und das konkrete Kriterium der Vernunft, das, wonach die weitere Geschichte – unsere Kinder und Kindeskinde – uns angesichts unserer Verantwortung gegenüber der bedrohten Natur beurteilen wird, das ist – ich sprach bislang von Naturverträglichkeit, ich sage jetzt – die *Armenverträglichkeit*. Und nach diesem Kriterium werden wir uns auch, wie Jesus uns gelehrt hat, vor Gott zu verantworten haben. Nach diesem Kriterium vernünftig zu denken und zu handeln, das ist das schöpferische Angebot der uns ereilenden zerstörerischen Fatalität, mit der wir in der Umweltproblematik konfrontiert sind.

¹⁾ Siehe Wolfgang Gern, Bausteine interkultureller Theologie – ein Literaturbericht
In: Entwicklungspolitik/Materialien, EPD 1990/3, S. 62

²⁾ Vgl. W. Gern, a.a.O.

³⁾ Vgl. W. Gern, a.a.O., S. 58 f.

Obiger Vortrag wurde gehalten anlässlich der Tagung „Berneuchener Gespräch“ vom 1. bis 4. Oktober 1990 im Kloster Kirchberg bei Sulz am Neckar